

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 29 (1953-1954)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Nichts geht mehr : das Spielcasino Konstanz  
**Autor:** Otto, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1070683>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Nichts geht mehr

## *Das Spielcasino Konstanz*

VON H. OTTO

AN einem heißen Sommerabend letzten Jahres führte mich die Heimreise über einen Kreuzlinger Grenzübergang. Dabei machte ich folgende Beobachtung:

Zwei junge Männer, nach ihren roten, kräftigen Händen zu schließen Handwerker, hatten soeben die deutsche Zollabfertigung über-

standen und schritten hastig neben mir dem Schweizer Zollbüro zu.

«Häsch dä Chlotz no?» flüsterte der eine dem andern zu und blickte verängstigt hinter sich nach den deutschen Zollbeamten.

Im Schweizer Zollbüro angelangt, verloren sie aber jede Scheu. Sie umarmten sich, lach-

ten und setzten sich auf das Ende der langen Zollbank. Der größere der beiden Männer griff nun mit seinen Händen unter sein Hemd gegen die Achsel und holte dort zu meinem Erstaunen zwei dicke Bündel von Hundertmarkscheinen hervor. Er zählte die Noten und gab seinem Kollegen genau die Hälfte, nämlich 4000 Mark und ungrad. Mit den Worten «Herrschaft, hä mir es Schwain ghaa», begann er, seine Erlebnisse im Spielcasino von Konstanz zu schildern.

Mit Tagesscheinen und zusammen nur fünfzig Franken in der Tasche waren sie vor drei Stunden über die Grenze gegangen und hatten sofort das Spielcasino aufgesucht. Schon in einer Viertelstunde hatten sie ihren Einsatz verdoppelt, nachher vervierfacht. Dann sei der große Coup gekommen. Zweimal hintereinander hatten sie ein «Plein» (volle Nummer mit 35fachem Gewinn) und auf einmal mehr als achtzig Hunderter in der Tasche.

Sie erzählten ihre Erlebnisse so anmächtig, daß jemand bemerkte:

«Da muß einer ein Schafskopf sein, wenn er nicht sofort hinüber auf die Spielbank geht!»

Dann händigten die Spieler dem Zöllner ihre Tagesscheine aus, schwangen sich auf ihre wenige Meter vor dem Zollhaus stationierte Lambretta, gaben Gas und sausten Richtung Frauenfeld davon.

Sofort war mir klar, daß diese Episode der Ausgangspunkt für eine, den Lesern des «Schweizer Spiegels» zu servierende interessante Reportage werden könnte.

Früher waren es Flüchtlinge, Schieber, Schmuggler oder Holzer, welche dem Leben in der Nachbarschaft dieses nördlichen Grenzüberganges ihr Gepräge gaben. Seit der Eröffnung des Spielcasinos in Konstanz ist eine in dieser Gegend bisher unbekannte Gattung Mensch aufgetaucht: der Spieler.

### Der Staat im Spiele

Das Spielcasino Konstanz ist am 10. Juli 1949 eröffnet worden. Die Geldgeber versprachen sich große Gewinne; die Behörden erwarteten eine Belebung des Fremdenverkehrs und aus den Konzessionsgebühren einen nicht unwesentlichen Beitrag an die öffentlichen Finanzen.

Die Hoffnungen beider Teile wurden weitgehend erfüllt. Das Spielcasino entwickelte sich von Jahr zu Jahr besser und wird heute

als Filiale der altbekannten Spielbank Baden-Baden geführt.

Die Einnahmen der Stadt Konstanz aus dem Spielcasino betrugen im Jahre 1952 400 000 Mark; der Bruttojahresertrag der Spielbank erreichte die schöne Summe von eineinhalb Millionen Mark; 70 bis 80 Angestellte verdienen ihr Brot in diesem Unternehmen.

Das Spielcasino ist in einem geschmackvoll ausgestatteten Palais, inmitten gepflegter Gartenanlagen, am Bodensee untergebracht. Im Entresol befindet sich der Spielsaal mit vier großen Doppelroulettetischen, im ersten Stock eine Dancing-Bar mit guter, gar nicht teurer Restauration.

Ein feines Ragout gratiné kostet zum Beispiel 1 Mark 80, eine Forelle blau in Butter vier Mark.

Im Dachstock befinden sich die Büros der Direktion. Der Spielbetrieb beginnt um 16 Uhr und dauert werktags bis halb drei Uhr, am Samstag bis vier Uhr morgens. Die Besucher zahlen eine Eintrittsgebühr von drei Mark pro Abend und erhalten eine auf ihren Namen ausgestellte Eintrittskarte. Gleichzeitig werden ihre werten Personalien in der Kartothek des Spielcasinos registriert.

Als ich an einem Samstagabend den Spielsaal betrat, war ich von der darin herrschenden Ruhe beeindruckt. Die Spieler stehen oder sitzen fast stumm an den großen, grünen Tischen und folgen gespannt dem Verlauf des Spieles.

Moderne Hängelampen strahlen grelles Licht auf die großen Tischflächen, während der übrige Teil des Raumes in einem gedämpften Halbdunkel liegt.

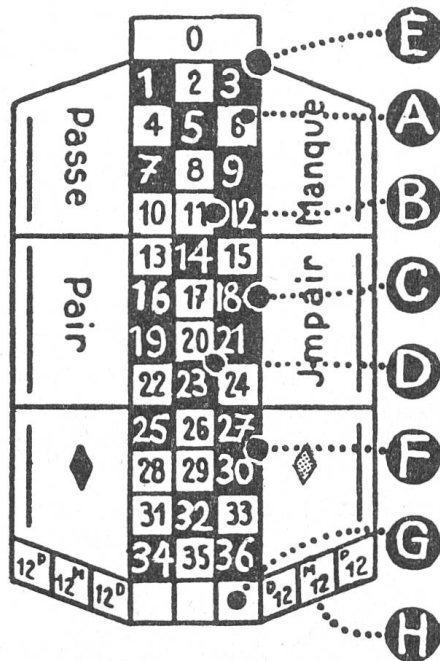
Die Croupiers sprechen in liebenswürdigem Tone ihre stereotypen Sätze:

«*Bitte, das Spiel zu machen!*» «*Nichts geht mehr!*» Das entspricht dem französischen «*Faites vos jeux.*» «*Rien ne va plus!*» Dann hört man das Rollen der Kugel, und ganz leise macht einer die gespielte Zahl bekannt.

Unter den Spielern sah ich so viele bekannte Gesichter aus Zürich, daß ich mich an einer Abendveranstaltung in der Limmatstadt zu befinden glaubte.

Steht dort nicht mein Altersgenosse Renzo Ragoli, mit seiner ewig schiefen Nase, Bilderhändler von Beruf? Er trägt ein blasiertes Gebaren zur Schau, das mir an ihm bisher fremd war. Vom Croupier werden ihm soeben 40 Hunderter-Jetons (= 4000 Mark) zugeblättert.

## DIE SPIELREGELN



Die schwarzen Felder bedeuten « Rot »



- Die vier ersten Nummern werden ausbezahlt: 8facher Einsatz
- Plein (eine volle Nummer) wird ausbezahlt: 35facher Einsatz
- Cheval (für 2 verbundene Nummern): 17facher Einsatz
- Transversale pleine (für eine Querreihe von 3 Nummern) wird ausbezahlt: 11facher Einsatz
- Carré (auf 4 Nummern) wird ausbezahlt: 8facher Einsatz
- Transversale simple (für eine Querreihe von 6 Nummern) wird ausbezahlt: 5facher Einsatz
- Für 1 Kol. von 12 Nrn. wird ausbezahlt: 2facher Einsatz
- Für ein Dutzend wird ausbezahlt: 2facher Einsatz

Einfache Chancen { Gerade oder ungerade Nummern wird ausbezahlt: 1facher Einsatz  
 Rot oder Schwarz wird ausbezahlt: 1facher Einsatz  
 Manque (Nr. 1—18) wird ausbezahlt: 1facher Einsatz  
 Passe (Nr. 19—36) wird ausbezahlt: 1facher Einsatz

Bei Null werden alle Sätze auf einfache Chancen nach Wahl gesperrt (en prison) oder verlieren die Hälfte.

Bei Wiederholung der Null werden die Sätze abermals gesperrt.

Bei dreimaligem Erscheinen der Null ist der Satz verloren.

## MINIMAL- UND MAXIMAL-EINSÄTZE

MINIMAL-EINSATZ ALLE CHANCEN:	2 Mark
MAXIMAL-EINSÄTZE:	
Plein (eine volle Nummer) . . . . .	70 Mark
à Cheval (zwei verbundene Nummern) . . . . .	140 Mark
Transversale und Plein (Querreihe von drei Nummern) . . . . .	220 Mark
Carré (vier Nummern) . . . . .	300 Mark

Die ersten vier Nummern . . . . .	300 Mark
Transversale simple (Querreihe von sechs Nummern) . . . . .	480 Mark
Kolonnen . . . . .	1200 Mark
Dutzende . . . . .	1200 Mark
Einfache Chancen . . . . .	2400 Mark

Diese hat er mit einem Einsatz von dreimal 50 Mark herausgespielt. Mit weltmännischer Geste wirft er dem Croupier das Trinkgeld von fünfzig Mark hin und läßt den Gewinn in seine Rocktasche gleiten.

Noch ein gutes Dutzend Namen bekannter Leute aus dem Zürcher Kaufmanns- und Gewerbestand könnte ich aufzählen. Sie bewegen sich sehr selbstsicher und führen scheinbar hochwichtige Gespräche mit dem schwarzbedrehten Personal.

Ein alter Bekannter, Jules Brändli, seines Zeichens Gelegenheitsphotograph und Eintänzer, klopft mir auf die Schultern:

«Paß auf, daß dich der Spielteufel nicht in die Finger nimmt», warnt er, «sonst bist du rettungslos verloren.»

Er kennt den Zauber aus dem FF, gehört er hier doch fast schon zum Inventar. Er spielt mit Zwanzig-Mark-Einsätzen und wagt sich sogar ans Baccaraspiel. Niemand weiß, wo er das Geld hernimmt.

## System spielen

Immerhin verdanke ich ihm eine rasche Einführung in die Welt der Konstanzer Roulette-spieler.

«Schau», sagt er und zeigt mir die kleine Tabelle, auf welcher er alle heute gespielten Zahlen eingezeichnet hat, «Rot ist nun schon sechsmal nicht geworfen worden. Setze rot! Ich wage einen Jeton von zwei Mark und setze auf Rot. Es kommt aber Schwarz.

«Jetzt setze doppelt!»

Ich lege vier Mark. Es kommt wieder Schwarz.

«Setze vierfach!»

Ich setze acht Mark; jetzt kommt Rot. Ich habe nun sieben Chips à zwei Mark ausgegeben und sechzehn Mark zurückerhalten; Gewinn: zwei Mark.

«Siehst du, jetzt hast du System gespielt, und zwar progressiv! Progressiv heißt es, weil du den Einsatz immer erhöht hast, um mit dem Treffer dann alle frühern Einsätze wieder hineinzubringen. Das ist aber ein primitives System, sozusagen das primitivste, das es gibt. Das hat der arme Suter von W . . . . immer gespielt, mit dem Einsatz von Tausenden von Mark. Er hat sein ganzes Vermögen verspielt und sich dann erschossen!»

«Was hat er sich? Ersch . . . .?»

«Mach dir keine Sorgen, das ist im internationalen Spielbankwesen nichts Außergewöhnliches», meint er zynisch und legt nun für seine Rechnung ein paar blaue Chips.

Der Spielverlauf war bis jetzt folgender gewesen:

Schwarz — Rot

31

24

28

15

17

24

35

29

25

13

23

«Jetzt paß mal auf!» sagt mein Freund und weist auf die Tabelle. «Das erste Dutzend ist im Anzug, das ist eine Seltenheit, daß ein ganzes Dutzend elfmal nicht geworfen wird. Setz erstes Dutzend!»

Ich wage wieder einen Jeton à zwei Mark. Die Kugel bleibt auf Vierzehn Rot.

«Setz noch einmal!»

Ich setze wieder erstes Dutzend. Es kommt 6 Schwarz. Ich erhalte nun drei Chips à zwei Mark = sechs Mark; Gewinn: zwei Mark.

Mein Lehrmeister verschwindet.

Jetzt hatte ich schon vier Mark gewonnen. Es begann mir einzuleuchten, daß das Spiel nach einem System der richtige Weg zum sichern Gewinn ist.

Nun war das dritte Dutzend wieder an der Reihe. Es war bereits viermal nicht gekommen. Ich setzte zwei Mark und gewann — 4 Mark. Fabelhaft! Ich spielte weiter im Text, noch sechs Coups.

Nach einer Viertelstunde hatte ich 78 Mark in der Hand, also 58 Mark gewonnen; denn ich hatte an der Kasse 20 Mark in Jetons umgewechselt. Nun fühlte ich, wie ich mich immer mehr erregte. Meine Hände zitterten, das Blut stieg mir in den Kopf. «In 15 Minuten 58 Mark», rechnete ich, «das macht in einer Stunde 200 Mark, in drei Stunden 600 Mark.»

Ich begann nun, mit doppelten Beträgen, immer nach Dutzend zu spielen. Aber es kam eine Unglückssträhne. Mein Dutzend kam viermal, fünfmal nicht, es schien überhaupt in Vergessenheit geraten zu sein. Da ich progressiv spielte, hatte ich bereits 38 Chips geopfert = 76 Mark. Ich hatte noch einen Jeton = zwei Mark in den Händen.

Diese zwei Mark setzte ich und verlor sie.

In wenigen Minuten hatte ich im Kleinen erlebt, was die vielen Spieler tagtäglich im Großen erleben.

Mein Blick fiel jetzt auf eine schwarze, mit Glas eingefasste Tafel an der Wand. Sie enthält einen Auszug aus dem Spielreglement. Wie ein Menetekel stach mir der erste Satz: «Der Spieler ist für seine Einsätze selbst verantwortlich», in die Augen. Ich war jetzt wieder ganz nüchtern. Wußte ich doch, daß all die Systeme noch keinem Spieler zu sicherem Erfolg geholfen haben, fast allen aber zum Verhängnis geworden sind.

Ich stellte mich jetzt an einen andern Tisch hinter einen Croupier und machte so meine Beobachtungen. Dieser Croupier führt die Spielmarkenkasse. Zu seiner Linken, neben der größern Rouletteschale, sind die verschiedenen farbigen Chips in Schienen aneinander gerollt:



Weiß	bedeutet	2 Mark
Gelb	bedeutet	5 Mark
Rot	bedeutet	10 Mark
Blau	bedeutet	20 Mark
Orange	bedeutet	50 Mark
Silber	bedeutet	100 Mark
Gold	bedeutet	500 Mark

Der Croupier dreht die Roulettetische und wirft die weiße Kugel in der Gegenrichtung. Sobald die Kugel auf eine Zahl gefallen ist, schiebt er mittels einer Schaufel vom Tableau sämtliche nicht gewinnenden Einsätze zu sich. Ein zweiter Croupier sitzt am Kopfende des Tisches und ist ihm dabei behilflich. Dann zahlt er für die noch am Tische liegenden Einsätze die Gewinne aus.

Gegenüber diesem Croupier sitzt an erhöhter Stelle der Kontrollcroupier. Er beobachtet genau die Auszahlungen des Zahlcroupiers. Während die Kugel noch rollt, spricht er das berühmte «Nichts geht mehr» und achtet darauf, daß jetzt keine Einsätze mehr gemacht werden. Zu späte Einsätze weist er höflich zurück.

### Lieber spielen, statt essen

Zu meiner Rechten steht ein aufgeregtes, junges Paar. Er macht die Einsätze und legt jedesmal zwei gelbe Chips à fünf Mark auf Pair (gerade Zahlen). Er hat Glück, schon sechsmal ist eine gerade Zahl gekommen.

Fortwährend zählt der Mann seine gelben Chips.

«Säg, Fredi, wievil hämer jetz scho gunne?» fragt sie nervös.

«Hä zwölf gääl, sächzg Stutz.»

«Fredi, weisch waas, ich ha Hunger. Jetzt chönted mer öppis go ässe.»

«Jetzt wird gspilt und nöd gässe!»

Er setzt weiter. Diesmal kommt eine Pechsträhne. Alle Nummern sind ungrad. Die Chips in seinen Händen schmelzen zusammen wie Schnee an der Sonne.

«Gang no dyni zwänzg Mark go wächsle», sagt er nach dem 18. Unglückscoup.

«Ich hans doch scho gwächslet», ruft sie entsetzt.

«So, dänn isch aus, ich ha kain Cent mee.»

«Oh, hettet mer doch wenigstens öppis gässe!» — Die Tränen stehen ihr zuvorderst. Das Paar verschwindet vom Tisch.

Viele Spieler sitzen fast unbeweglich, wie

Mumien, am grünen Tisch. Sie sehen nichts als ihre Tabellen, das sogenannte System. Sie nehmen zwei oder drei Chips von ihren sauber aufgeschichteten Spielmarkensäulen und legen sie auf das Roulettetableau, wie wenn sie nach einem Rezeptbuch einen Kuchen backen würden.

Anders der Mann schräg vis-à-vis mit dem dicken, roten Kopf und der faszinierenden grünen Krawatte. Bei jedem Spiel setzt er wie ein Besessener, zuerst 20—30 Chips, bevor die Kugel in Bewegung kommt, nachher, wenn sie rollt, fährt er noch einmal mit der vollen Hand über die Spieltabelle und läßt — sicher ohne jedes System — weitere Jetons fallen. Dreiviertel der ganzen Tabelle sind von seinen Einsätzen belegt. Mit jedem Coup hat er auch etwa einen oder zwei Treffer, aber er hat ja auch eine Menge Chips eingesetzt. Sein Spiel ist unübersichtlich, wohl auch für ihn selbst.

Solche Spieler gibt es an jedem Tisch. Man nennt sie Tapezierer, weil sie mit ihren Spielmarken den ganzen Tisch tapezieren und damit oft Verwirrung stiften. Sie sind eine Gefahr für die andern Spieler; denn diese Tapezierer behaupten gerne, sie hätten dort gesetzt, wo ein anderer einen Treffer hat und versteifen sich darauf. Im Streitfall entscheidet, gemäß Spielreglement, die Spielleitung, d. h. ein Croupier oder ein Obercroupier.

### Das Trinkgeld

Bei der Auszahlung der Gewinne ist es üblich, daß der Croupier ein Trinkgeld bekommt. Er behält es aber nicht für sich, sondern er läßt es in den mit der Aufschrift «für die Angestellten» versehenen Kassaschlitz fallen. Die Croupiers am Tisch verneigen mechanisch ihren Oberkörper und rufen: «Danke dem Herrn!» Ich glaube, daß die Summe der in einem Jahre eingehenden Trinkgelder im Haushalt der Spielbank schwer ins Gewicht fällt.

Die Spieler klagen darüber, daß die Entscheidungen der Croupiers in Streitfällen nach dem Trinkgeld gehen. Das kann ich mir nicht vorstellen; denn sicher hat die Spielbankleitung kein Interesse daran, daß ihr Ruf als seriöses Unternehmen wegen solcher Nebensächlichkeiten Schaden leidet.

Als ich den Spielsaal verließ, um mich im Barbetrieb umzusehen, war es bereits 10 Uhr

abends. Im Vestibül, vor der Réception, stauten sich die neuen Arrivées, darunter viele Schweizer.

Ein junger, rotbackiger Mann, offensichtlich ein Knecht aus dem Thurgau, streift sich eben die Veloklammern von den Hosenstößen.

«Was wollen Sie denn hier?» fragt ihn der immer ernst dreinschauende Réceptionsbeamte, während er seine Papiere prüft und kritisch seinen grauen, nicht allzu sauberen Pullover mustert.

«Hä spiele», antwortet der Knecht und verzieht sein Gesicht zu einem leichten Grinsen.

«Es tut mir leid, junger Mann, in diesem Aufzug kann ich Sie nicht einlassen. Wenn Sie doch wenigstens eine Krawatte um Ihren Hals gebunden hätten!»

Der junge Mann greift verlegen nach seinem Kragen. Da schiebt ihn einer der vielen herumstehenden Chasseurs (man nennt sie hier Pagen) in den Garderobenraum. Die Garderobière hat für diesen Fall Krawatten bereit und bindet ihm gegen eine Hinterlage von fünf Mark einen hellblauen Schlips um den Hals. Jetzt ist er würdig, die heiligen Hallen des Spielcasinos zu betreten.

An einem Ecktisch in der Bar saß mein Bekannter Jules im eifrigen Gespräch mit zwei andern Spielern.

«Hallo», rief er mir zu, «kommst du nun, um deinen Ärger über den Verlust zu ersaufen, oder bist du bereit, als erfolgreicher Systemspieler eine Flasche zu bezahlen? Es gibt hier einen ausgezeichneten Dôle de Sion. Darf ich vorstellen...» Seine Bekannten waren ein Architekt und ein Dachdeckermeister aus Zürich.

«Habe soeben behauptet», sagte Jules pathetisch, «daß wir im Grunde traurige Charakterlumpen sind. Wir verurteilen und verabscheuen das Unwesen der Spielbanken, doch sind wir immer wieder da.»

«Ja, eine Affenschande ist es», sagte der Architekt, «weißt du überhaupt, wer das Geld bekommt, das wir da hinlegen und verspielen? Ich bin genau informiert. Zwei Drittel der Bruttoeinnahmen erhält der Staat, und diese betragen mehr als anderthalb Millionen Mark im Jahr! Der kleinere Teil von diesen zwei Dritteln geht an die Stadt Konstanz. Du kannst das jedes Jahr in den deutschen Zeitungen lesen!»

«Und wenn wir gewinnen?» meinte viel-

sagend der Dachdeckermeister. Er beabsichtige nämlich, hier zu gewinnen.

«Dann bist du erst recht der Georges Cacao», sagte Jules, «gewinne einmal 5000 Mark und versuche, mit dem Geld über die Grenze zu kommen. Da kannst du deine blauen Wunder erleben. Du kennst doch die Devisenvorschriften. 300 Mark sind erlaubt, mehr nicht. Wenn sie dich erwischen, so nehmen sie dir alles ab!»

Wie ist es doch dem armen Suter gegangen! Noch so gerne hätte er seine Gewinne von 200 000 Mark in die Schweiz transferiert. Von dem Augenblick an, als er aber die großen Gewinne machte, wurde jedesmal sein Wagen gründlich untersucht.»

### Die dummen Schweizer

So vernehme ich in Bruchstücken die tragische Geschichte des bis jetzt größten Gewinners des Spielcasinos.

Es ist etwas Bizarres, daß die guten Schweizer ungehindert die größten Beträge hinaustragen und verlieren dürfen, wenn einer aber einen großen Gewinn macht, so hat er keine Möglichkeit, diesen hereinzubringen. Suter war gezwungen, das Geld bei der Spielbank zu deponieren. Er spielte infolgedessen weiter, verlor den ganzen Betrag und noch viele Tausender dazu, geriet deshalb in finanzielle Schwierigkeiten — und nahm sich das Leben.

Auch ein Gelegenheitshändler aus dem St.-Gallischen hatte das Glück gehabt, 100 000 Mark zu gewinnen. Er stand — wie sein Kollege Suter — vor der Schwierigkeit, das Geld zu transferieren. Auf irgendeinem Wege gelang es ihm, einen Teil des Geldes in einen neuen Amerikaner Wagen zu verwandeln. Wegen des Transfers des restlichen Gewinnes geriet er auf eine schiefe Bahn. Angebliche Rauschgifthändler verkauften ihm in Deutschland für 60 000 Mark Kokain. Als er dieses bei den «Koks»-Interessenten absetzen wollte, bedankten sich diese dafür, statt Kokain gewöhnliches Kochsalz zu bekommen. Er versucht heute noch, der Betrüger habhaft zu werden.

Der Architekt wußte noch von einem Holzhändler aus dem Limmattal. Während Monaten war er Stammgast auf der Konstanzer Spielbank gewesen. Er hatte zwar keine großen Gewinne zu verzeichnen, ließ dafür aber in kurzer Zeit gegen 100 000 Franken liegen.

Er wußte keinen andern Ausweg als den Gashahn.

### **Spielbankfieber**

Ein Inhaber eines Metallwarengeschäftes war nicht der einzige, der erst nach der Konkurs-eröffnung wieder zur Besinnung kam und aus seinem Spielfieber erwachte. Sein Hobby war es, immer auf die zwei gleichen Nummern 27 und 11 zu setzen, weil ihm dies ein Ruten-gänger aus dem Appenzell angegeben hatte. Er setzte 160mal je 100 Mark; aber die Laune des Schicksals wollte es, daß diese zwei Zahlen 161mal hintereinander nicht gespielt wurden. Mit seinem «System» trug er buch-stäblich die Substanz seines Metallwarengeschäftes ins Spielcasino.

Diese Leute haben alle wenigstens ihr eigenes Geld verspielt. Zahlreicher aber sind noch diejenigen, die fremdes Geld aufnahmen und dann in die Räder der Justiz gerieten. Der Architekt kannte eine Menge solcher Schick-sale.

Da war ein Radioreisender, ein Vater dreier Kinder, im Besitze eines Generalabonnements. Ohne viele Kosten erreichte er die Spielbank von Konstanz. Anfänglich hatte er Glück und holte ein paar Hunderter heraus. Nachher geriet er in Schulden, immer tiefer. Trotzdem war er während eines halben Jahres ständiger Gast im Casino, spielte bald kühn und frech mit größten Einsätzen, dann wieder wochenlang bescheiden und eher systematisch. Bald logierte er in Hotels in Kreuzlingen oder Konstanz, bald pflegte er tagtäglich in einem gemieteten Wagen von Zürich nach Konstanz zu fahren.

Eines Tages klopfte ihm ein Schweizer Polizei-beamter auf die Schultern und nahm ihn in Gewahrsam. Ein Hotelier in Gottlieben hatte geklagt, weil er «vergessen» hatte, seine Zeche zu bezahlen. Nun kam es aus, daß er in diesem halben Jahr über dreißig Darlehen aufgenommen und einen Schuldenberg von zirka 80 000 Franken aufgehäuft hatte. Das Geld war mit Ausnahme eines kleinen Teiles, den er für den Unterhalt seiner Familie verwendete, auf die Spielbank gewandert.

Am meisten hatte er einen Metzgermeister, seinen Hauslieferanten, geschröpft. Dieser besaß eine Forderung von 45 000 Franken. Daneben hatte unser Reisender noch Darlehen von zusammen 10 000 Franken bei allein-

stehenden Frauen, einen Pump von 900 Mark bei einem Taxibetrieb in Konstanz und 1000 Mark beim Besitzer des Nachtlokals Libelle aufgenommen. Sein Familienbüchlein war bei einer Serviertochter für 50 Franken, sein Dienstbüchlein bei einem Oberkellner für 100 Mark verpfändet. Durch seine Geständ-nisse fühlt er sich nun endlich aus seinem Fiebertraum erlöst und wartet nun auf seine Aburteilung.

Ebenso erlöst fühlte sich ein blutjunger Kaufmann. In seinem Spieldelirium war er auf die raffinierte Idee gekommen, eine Todes-anzeige seiner angeblichen Schwiegermutter in die Zeitung einrücken zu lassen, um auf Grund der daraus resultierenden Erbschaftsaussicht einige Darlehen aufzunehmen. Die zirka 20 000 Franken wurden restlos auf die Spielbank getragen. Er hat bereits seinen Richter gefunden.

«Noch auf keiner Spielbank habe ich ein so verschiedenartig zusammengewürfeltes Publi-kum gesehen wie in Konstanz», meinte Jules, der Eintänzer. «Mit Ausnahme der Konstan-zer Stadtbewohner lassen sie auch wahllos jeden herein, der nicht auf der schwarzen Liste steht. Die Hauptsache ist wohl, wenn er Geld bringt!»

Da läßt sich ein Dreher Samstag für Sams-tag von seinem Velosolex-Hilfsmotor hundert Kilometer weit schleppen, um auf der Spielbank seinen Zahltag zu vergrößern. Ob ihm das je einmal gelingen wird?

Ein Stationswagen fährt jeden Sonntagabend mit einer Equipe von sechs Büroangestellten bis zur Landesgrenze. Sie haben sich zu einer Spieler-GmbH zusammengetan. Zu Fuß treten sie dann den Weg von der Grenze zum Spielcasino an. Sie haben sich in den Kopf gesetzt, mit einem System die Spielbank zu sprengen (was bis dato noch keinem gelungen ist).

Vor einiger Zeit kamen mehrmals wöchent-lich drei Arbeiter aus derselben Fabrik im Volkswagen von Zürich nach Konstanz.

«Wir machen immer etwas, wenn es auch nur 200 Franken sind», sagten sie.

Auf ihrer letzten Rückfahrt, morgens drei Uhr, wurden alle drei, auch der Wagenlenker, vom Schläfe überwältigt. Der Volkswagen fuhr in eine Birke und mußte in total demo-liertem Zustand abgeschleppt werden. Die In-sassen selbst kamen mit Verletzungen davon.

Die herzleidende Gattin eines Büroange-stellten fuhr jeweils per Autostopp von Zü-



rich zur Spielbank, wo sie mit allerdings kleinen Einsätzen ihrer Leidenschaft frönte. An einem Samstagabend erlitt sie, kaum war sie eine Stunde da, im Spielsaal eine Herzattacke und wurde vom Personal eiligst in ein Nebenzimmer geleitet, wo sie nach wenigen Minuten verschied. Es gelang der Spielleitung, diesen tragischen Todesfall so diskret zu behandeln, daß wenigstens der Spiel- und Barbetrieb dadurch keinen Unterbruch erlitt. Am nächsten Tag wurde dann die Tote aus dem Haus getragen.

### Das Nachmitternachtsspiel

Inzwischen ist es Mitternacht geworden. Es kommt noch Zuzug aus dem benachbarten Schweizer Kanton. Auch Zürich schickt sein letztes Aufgebot, Leute, denen die Polizeistunde eine unerträgliche Freiheitsbeschränkung bedeutet. In vierzig Minuten sind sie mit ihren Wagen von Zürich über den Seerücken zum edlen Wettkampf herbeigeeilt. Schon rein äußerlich sind es Männer von Format, die es sich etwas kosten lassen dürfen. Das Baugewerbe, der Metzger- und Bäckerstand haben ihre Besten geschickt.

In der Spielhalle hat sich das Bild jetzt verändert. Die Gaffer und Dilettanten haben sich verzogen, ebenso diejenigen, die ihr Geld bereits verloren haben und den letzten Zug von Kreuzlingen nach Weinfelden - Winterthur - Zürich noch erreichen wollten. Was jetzt übrig bleibt, sind hauptsächlich die Unentwegten, Leidenschaftlichen. Sie sitzen immer noch da, wie angewachsen.

Hier sitzt ein älterer Mann, mit engem Gesicht, Nagetierprofil, blinzelnden Augen. Ganz zusammengekauert sitzt er da und klammert sich förmlich an jedes einzelne Jeton, das er legt. Solange die Kugel rollt, kneift er die Augen zusammen und öffnet sie erst, wenn der Croupier seine Schaufel in Bewegung setzt, um die nicht gewinnenden Einsätze einzuziehen. So hat er es schon vor vier Stunden gemacht.

Dort, die Häßliche mit den kleinen Augen hinter der Brille und den blutlosen Messerlippen, hat sich die Aufgabe auferlegt, ihr System bis zur letzten Prüfung durchzukosten. Wenn ich mich nicht täusche, hat sich ihr Häuflein etwas vergrößert, seitdem ich sie das letztmal beobachtet habe.

Einige sitzen auch da, nur um nicht in den

Straßen von Konstanz oder Kreuzlingen stundenlang zirkulieren zu müssen, bis sie im ersten Frühzug Platz nehmen dürfen. Nicht einmal zu einem Hotelzimmer reicht es mehr.

Ein paar deutsche und österreichische Herren, zum Teil mit ihren Damen, sind angekommen. Ein 70jähriger Herr Baron mit Monokel und einem Stock am Arm tänzelt jovial zwischen den grünen Tischen hin und her. Er spielt hohe Einsätze.

Es wird lauter an den Tischen, und die Einsätze werden höher. Rot und Blau sind jetzt die vorherrschenden Farben. Sogar Silber- und Goldchips sind keine Seltenheit mehr. «Dick spielen» nennt man das.

Ich höre Zurufe wie: «Häsch gsee, was dä Paul für es Masel (Glück) ghaa hät? Zeersch en Straifschuß, nachher en Vollträffer. Dä mueß dänn äis zaale!» Was heißen will, daß er zuerst eine Transversale (drei Nummern mit elfacher Auszahlung), nachher ein Plein (volle Nummer mit 35facher Auszahlung) getroffen hat. Wenn er beispielsweise 100 Mark gesetzt hat, so betrug sein Gewinn 900 und nachher 3500 Mark.

Ein leicht Angetrunkener legt dem Croupier, der die Roulette in Bewegung setzt, eine 50-Mark-Scheibe hin, hält ihn am Arm und sagt: «Wänn jetzt dänn nöd Zéro chunnt, dänn isch mini Frau morn Witwe.» Der Croupier schiebt die 50-Mark-Scheibe in die Angestelltenkasse und ruft den stereotypen Satz: «50 Mark für die Angestellten!» Automatisch nicken die andern Croupiers und sagen: «Danke dem Herrn.»

«Nei, nöd i daas Loch deet, uf 's Zéro söllsch es setze», sagt der Spieler. Tosendes Gelächter. Der Croupier entschuldigt sich steif und stellt die Sache richtig.

Die Zeit rückt, und die Fieberkurve steigt. Die Spieler wollen nun noch einen großen Coup erzielen. Ein Milch- und Butterhändler verabschiedet sich für zwei Stunden von seinen Kollegen, die mit ihm gefahren waren. Er will in dieser Nacht noch einmal nach Zürich rasen, um neue Munition (Geld) zu holen; sie sollen nur warten. Sie müssen sehr lange warten; denn in Zürich hat sich vermutlich ein besserer Einfluß geltend gemacht.

Einer hat das Glück, ein Fünzig-Mark-Plein ausbezahlt zu bekommen, dazu noch zwei à Cheval und eine Transversale (man nennt das einen Kranz), also eine Summe von zirka 4500 Mark.

Was macht er mit diesen 4500 Mark? Er spendet 100 Mark Trinkgeld und setzt so gleich für die nächste Runde je 2200 Mark auf Manque und Schwarz. Es kommt aber 27 Rot. Der schöne Gewinn ist schon wieder verflogen. Wie besessen setzt er nun weitere Kränze.

«Eine blödsinnige Spielstrategie», sagt der Architekt, der neben mir steht und das auch beobachtet hat.

«Das ist ein Schulbeispiel, warum die Bank immer gewinnen muß. Die Leute können sich nicht mehr lösen. Wer vom Spieltaumel erfaßt ist, will immer mehr.»

«Die Chancen des Spielers sind 1 : 1», erklärte mir später der Hauptkassier, «oder genau genommen, wegen der Zéro ist die Chance der Bank um  $\frac{1}{4}\%$  größer als die Chancen des Spielers.»

Das gibt mir zu denken; wenn also mit jedem Spiel die Chance, zu verlieren, für den Spieler  $\frac{1}{4}\%$  größer wird, so wächst diese Verlustchance bei jemandem, der eine Stunde lang spielt, also 30 Runden mitmacht, auf  $30 \times \frac{1}{4}\% = 7\frac{1}{2}\%$ . Mit andern Worten: Je länger und öfters einer spielt, um so größer wird seine Chance, zu verlieren. Die statistische Wahrscheinlichkeitsrechnung beginnt sich dann auszuwirken. Dazu kommt noch ein Moment:

«Unsere Hauptchance», sagte mir ein Kontrollbeamter der Spielbank, «beruht darin, daß die Spieler fast immer dann aufhören, wenn sie verloren haben. Wenn alle Spieler weggehen würden, sobald sie gewonnen haben, so müßten wir unsern Laden schließen.»

Es heißt mit Recht in dem französischen Chanson:

*«C'est le Prince de Monaco,  
le seul qui gagne à la roulette.»*

### Mit hängenden Ohren

Um vier Uhr morgens schließt die Spielbank ihre Pforten. Die vorher so optimistischen und unternehmungslustigen Männer schleichen mit

müden Gesichtern und hängenden Ohren zu ihren Wagen. Der größte Teil von ihnen hat schwer Geld dagelassen.

Auf dem Parkplatz vor dem Casino werden die Schweizer Autos von nichtmotorisierten Spielern umlagert, die ebenfalls auf dem schnellsten Weg nach Hause kommen möchten. Andere gehen zu Fuß auf den Bahnhof und machen es sich im Zweitklasswagen des bereitstehenden ersten Frühzuges bequem.

Das alles bringt in der Nähe der Grenzübergänge und des Bahnhofs mitten in tiefster Nacht eine Unruhe, wie sie Kreuzlingen bisher noch nicht erlebt hat. Auch mein Wirt, bei dem ich mein Nachtquartier hatte, weiß darüber etwas zu erzählen.

«Was von zwölf Uhr nachts bis morgens fünf Uhr an Autotüren geschlezt wird, geht auf keine Kuhhaut. Das alles wäre aber noch auszuhalten, man könnte ja einfach seine Ohren mit Watte verstopfen. Was mir aber auf die Nerven geht, ist, daß man fast jede Nacht von Leuten aus dem Schlaf geweckt wird, die einem nichts anderes zu sagen haben als zum Beispiel: „Können Sie mir fünf Franken pumpen für die Heimfahrt nach Winterthur? Als Pfand lasse ich Ihnen meine Brille da.“ Da möchte man manchmal diese Spielbank ins Pfefferland wünschen.

Noch nie in meinem Leben habe ich so viel mit Zechprellern zu tun gehabt wie seit der Eröffnung des Spielcasinos. Die Spieler belegen ein Zimmer, kommen erst am Morgen vom Casino zurück, stehen nachmittags auf und rufen dann ins Office: „Ich behalte das Zimmer.“ Zehn Minuten später sind sie schon mit ihren Kofferchen verschwunden und sitzen im abfahrenden Zug.»

Am besten, meinte der Wirt, habe ihm eigentlich ein junger Mann gefallen, der letzte Woche bei ihm logierte.

Als sich dieser am Morgen verabschiedete — das Zimmer hatte er zum voraus bezahlt —, sagte er zu seinem Gastgeber:

«Und nun habe ich noch eine Bitte an Sie.»

«Das wäre?»

«Bitte, sagen Sie mir, ich sei ein Schafskopf.»

«Das darf ich nicht sagen, ich kenne Sie noch zuwenig.»

«Doch, Sie dürfen es. Oder ist einer nicht ein Schafskopf, wenn er mit 500 Franken nach Konstanz geht und ohne einen einzigen Rappen zurückkommt?»

Foto: H. Schlapfer

Winternacht in Luzern